

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 4-5

Artikel: Menander
Autor: Ninck, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da singt der Knab' gar traurig
Die Netten in dem Rahn,
Und sieht dazu Feinsliebchen
Mit stummen Blicken an.

Die Türme blinken sonnig,
Es rauscht der grüne Wald,
In wilbentbrannten Weisen
Der Vogelsang erschallt.

Da will er sie erwecken,
Daß sie die Freude hör',
Er schaut zu ihr hinüber,
Und findet sie nicht mehr.

Ein Schwälblein strich vorüber
Und nezte seine Brust,
Woher, wohin geflogen,
Das hat kein Mensch gewußt.

Der Knabe liegt im Rahn,
Läßt alles Rudern sein,
Und treibet weiter, weiter
Bis in die See hinein.

Ich schwamm im Meereschiffe
Aus fremder Welt einher,
Und dacht an Lieb und Leben,
Und sehnte mich so sehr.

Ein Schwälbchen flog vorüber,
Der Rahn schwamm still einher,
Der Fischer sang dies Liedchen,
Als ob ich's selber wär.

Menander.

Von Martin Lind.

„Nächst dem Sophokles“, äußerte Goethe von Menander, „kenne ich keinen, der mir so lieb wäre. Er ist durchaus edel, groß und heiter, seine Anmut ist unerreichbar“, und ein andermal will er ihn im Kreise des Lustspiels als einzigen neben Molière, seinem französischen Lieblingsdichter, gelten lassen. Eine Fragmentensammlung, die spärlichen, beziehungslos durcheinandergeworfenen Trümmer der Originalstücke und der Widerschein einiger von ihnen in den Werken der Lateiner, vor allem des Terenz, veranlaßten Goethen zu dem begeisterten Lob. Wären ihm die neueren Funde zur Hand gekommen, so hätte er seine Ahnung aufs schönste bestätigt gefunden, und mit gleicher Teilnahme, wie er sie den Antiken in Rom oder den kampanischen Malereien entgegenbrachte, wäre er, so dürfen wir gewiß sein, den ersten Mitteilungen und den ihnen folgenden verbesserten Ausgaben des echten Menander gefolgt.

Dem Finderglück von Gustave Lefebvre war es vorbehalten, 1905 in der oberägyptischen Stadt Aphroditopolis aus dem Behältnis eines alt-römischen Privathauses die Blätter einer Abschrift von fünf menandrischen Stücken herauszuziehen, mit denen ein Anwalt aus der Zeit Justinians ihm wichtige Rechtsakten bedeckt hatte. Die losen Papyri lagen durchein-

ander und waren zum Teil stark beschädigt, ergaben aber doch bei genauer Untersuchung den Wortlaut eines Stückes („Das Schiedsgericht“) zu zwei Dritteln, von zwei andern („Perikeiromene“ und „Samierin“) nahezu die Hälfte und von den beiden übrigbleibenden kleinere Szenenreste. Seitdem traten von weiteren acht Lustspielen Bruchstücke ans Licht, sodaß wir allein durch die Funde der letzten Jahrzehnte um etwa 2000 Menandrische Verse bereichert sind. Die über 1000 Fragmente und die lateinischen Bearbeitungen hinzugerechnet, ergibt sich damit ein Bestand, der das Urteil über Menander wesentlich klärte und uns ermöglicht, seine dichterische Eigenart, seine Sprache und Kunstmittel bis ins einzelne und den Aufbau, die Dramatik und Psychologie seiner Stücke wenigstens an wichtigen Beispielen zu erkennen.

Hält man sich vor Augen, daß Menander Zeitgenosse und Freund war des Philosophen Epikur und des Theophrast, der die ausgezeichnete Schrift über die menschlichen Charaktere herausgab, so gewinnt man am schnellsten Zugang zur Atmosphäre, in der das Werk des Lustspiel dichters gedieh. Wie Epikur mit vollkommener Ruhe aufs Dasein blickte, um mit reiner Lust voraussetzungslos und ohne Eingriffsabsichten aufzunehmen, was um ihn vorging, so wirft Menander den ungetrübten Abglanz des Lebens auf die Bühne, ohne Steigerung aller Verhältnisse wie in der Tragödie und ohne Verzerrung, wie sie der leidenschaftlichen Feder des Aristophanes oft entfließt. Und wie Theophrast in die Fülle der Verschiedenheiten menschlicher Charaktere eindrang und als Forscher die ersten Lichter auf diesem schwierigen Sondergebiet der Seelenkunde aufsteckte, so liegt ein Hauptverdienst Menanders darin, das Lustspiel nach der Seite der Charakterzeichnung vervollkommen zu haben. Gewiß dankt er dem älteren Drama ein Erkleckliches, dem Sophokles die Kunst, aufs feinste zu schattieren, dem Aristophanes das Geschick, die Handlung immer so zuzuspitzen, daß das Eigentümliche der Gesinnung besonders in die Augen fällt, und am meisten dem Euripides, dem er die Bühnenwirksamkeit einer großen Reihe wichtiger Motive abjah. Auch seine unmittelbaren Vorgänger im Lustspiel, die uns fast nur dem Namen nach bekannt sind, werden auf ihn eingewirkt haben, vor allem sein Onkel Alexis, der einen ersten Platz unter den Dichtern der mittleren Komödie behauptete. Aber diese Einflüsse erklären die Kunst des Menander nicht, und seine Bedeutung besteht vielmehr darin, daß er trotz dieser Größen als neues Talent bestehen konnte, daß er in den Triumphzug, den nun die dramatische Kunst ununterbrochen zweihundert Jahre in Athen abhielt, eintrat, ohne darin zu verschwinden, daß er ruhig von seinen bewunderten Vorgängern lernte und Persönlichkeit genug war, das Übernommene zu neuer Einheit zusammenzuschweißen.

Von der Elementarkraft seines Dichtens zeugt schon seine Fruchtbarkeit. Früher als andere, schon mit achtzehn Jahren (324 v. Chr. Geb.), trat er mit dem ersten Lustspiel öffentlich hervor und brachte es bis zu

seinem Tod im 52. Lebensjahr auf über hundert Stücke. Trotzdem ist nichts bei ihm billig hingeworfen oder fadenscheinig bloß auf äußere Wirkung hin gewoben. „Seine Ausdrucksweise“, sagt Plutarch, der sämtliche Stücke noch vor Augen hatte, „ist so gefeilt, und in der Mischung derart ausgewogen, daß sie, durch wieviele Leidenschaften und Charakterarten sie sich hinzieht und wie vielen verschiedenen Menschen sie sich anpaßt, doch immer dabei eins scheint und ihre Ähnlichkeit bewahrt auch in gemeinen, gewohnten und alltäglichen Bezeichnungen. Bedurfte er aber eines ungewöhnlichen Ausdrucks für den Gegenstand und einigen Lärms, dann öffnete er wie ein Flötiſt alle Löcher ſeines Instruments, drückte ſie dann geſchwind und überzeugend wieder zu und gab der Stimme den gewohnten Klang zurück. Soviele geſchätzte Künſtler es auch gibt, ſo kann doch kein Handwerker einen Schuh, kein Arbeiter eine Maſke und keiner ein Gewand verfertigen, das einem Mann und einer Frau, dem Jüngling wie dem Alten oder einem Sklaven gleicherweiſe paßt. Menander aber miſchte ſo die Rede, daß ſie jedem Naturell, jedem Zuſtand und Alter gemäß war. Wenn man die erſten ſeiner Stücke mit den mittleren und letzten vergleicht, ſo kann man daraus erſehen, wie viele noch und wie von jenen unterſchiedene er würde geſchaffen haben, wenn er länger gelebt hätte.“

Zwei Sklaven verſchiedener Herren treffen ſich, und der eine, offenſichtlich jüngere (Davus) verrät ſeinem Freunde (Geta) im ganzen Betragen, daß eine tiefe Veränderung mit ihm vorgegangen — ich überſetze aus dem Stück „Heros“:

Geta: Ein arg Verbrechen haſt du, ſcheint mir, angeſtellt,
Mein Davus, und erwartest ängſtlich, wie ich ſeh,
Fußſchellen und den Zwangsdiens in der Mühle nun.
Warum denn ſonſt ſchlägſt du dir immer an den Kopf?
Was ſteht du ſtill, rauſt dir die Haare, jammerſt, klagſt?

Davus: Weh mir.

Geta: So ſteht es, Unglückſeliger, mit dir?
Und dann empfahl ſich nicht, wenn ein paar Kappen du
dir glücklich eingebracht, mir ſie ſolange in Verwahr
zu geben, um ſie wieder zu empfangen, ſobald
die Lage ſich dir beſſere? Wie doch leid ich mit,
wenn Schlimmes du erwartest!

Davus: Sieh, du plauderſt da,
ich weiß nicht was zuſammen; bin ich doch verſtrickt
in gänzlich andre Dinge. Wehe, Geta, mir!

Geta: Worin, Verſluchter?

Davus: Flüche, bei den Göttern, nicht
dem Liebenden, mein Beſter!

Geta: Was ſagſt du, du liebeſt?

Davus: Ich liebe.

Geta: Schlimm, mein Davus. Mehr als doppelt mißt
der Herr das Korn dir zu, du überfüllſt dich wohl.

Davus: Ein Mädchen, das ich ſah, hats mir ſo angetan;
mit mir iſts aufgewachſen, ohne Falſch, mein ich.

Geta: So ist sie Sklavin?

Davus: So gewissermaßen, ja.
Denn Tibios hieß ein Hirt, der wohnte hierzuland
in Ptelea, tat seit kurzem erst hier Knechtesdienst.
Dem fielen Zwillingsskinder zu, wie selber er
berichtete, die Plango, die ich gerne mag —

Geta: Aha, nun merk ichs!

Davus: — und ein Bursch, der Gorgias.

Geta: Der jetzt die Schafe hütet eben hier bei uns?

Davus: Ja, der. Da schon recht alt der Vater Tibios,
empfang als Nährgeld er für sie von meinem Herrn
einhundert Gulden und dann hundert noch dazu,
da Hungerzeiten kamen, — und verschied.

Geta: Diemeil
dein Herr zum drittenmal wohl nichts mehr geben wollt?

Davus: Vielleicht. — Den Toten dann begrub der Gorgias
mit kleinem Zuschußgeld und tat, was Pflicht gebietet,
an ihm; dann kam er her zu uns und brachte auch
die Schwester mit und harrete aus, um seine Schuld
mit Arbeit abzutahlen.

Geta: Plango aber, was
geschah mit ihr?

Davus: Mit meiner Herrin müht sie sich
und hilft beim Wollespinnen, sie, das Mädchen ganz —
Du lachst, mein Geta?

Geta: Beim Apollo, ja.

Davus: — ein Kind
ganz freien Stands und fein.

Geta: Was bist denn du, was strebst
du über dich hinaus?

Davus: Beim Herakles, geheim
hab ich nichts unternommen, sondern meinem Herrn
die Sache vorgelegt, der mir versprach, daß sie
mir Gattin werde, willige nur der Bruder drein.

Geta: Ha, du bist gut!

Davus: Was gut? Mein Herr reist eben fort
nach Lemnos in Geschäften drei Monate lang —

Mehr gibt der Paphrus von der Szene nicht her. Aber das Vorhandene ist so rund und klar gezeichnet, daß es, auch aus seinem Zusammenhang herausgerissen, noch wirksam ist, daß die beiden Sklaven, der nüchterne Geta und der schlicht gefühlige Davus, scharf umrissen vor uns stehen und wir ahnen — was die folgenden Bruchstücke bestätigen —, daß die Liebe des Davus unglücklich ist, das Mädchen aus anderem Stand ihm nicht zufallen kann. Die Szene zeigt die echten Kennzeichen der klassischen griechischen Kunst, die auch im Bruchstück noch auf uns wirkt, weil das einzelne so sorgfältig gearbeitet ist wie das ganze.

Ein Beispiel für die Steigerung des Ausdrucks, deren feine Sprache, wo es nottat, fähig war: Ein Jüngling schildert, wie die Liebesglut ihn plötzlich anfiel und zutiefst versengte:

Bei der Athene, Männer, weiß ein Bild ich nicht,
 ein Ähnliches zu finden dem, was mir geschah,
 erwäg ich alles auch bei mir, was schnell zerstört:
 ein Sturm, indem er aufzieht, näherkommt,
 sich auf ein Schiff wirft, es zerschellt — das wird doch Zeit;
 im Kampf der Wellen findet einer Atem noch
 „Zeus hilf“ zu rufen oder „Halte dich am Seil“,
 die zweite, dritte Welle zu erwarten, ja
 ein Wrack vielleicht noch zu ergreifen. Ich, nachdem
 ich sie berührt, geküßt — stürzt jählings in den Grund.

Wir spüren „das Öffnen aller Löcher an der Flöte“, wie Plutarch es nennt, und doch die volle Beherrschung des Pathos, der Leidenschaft, eine Ordnung in der Entfaltung der bildgewodnenen Empfindung, die umso mehr überzeugt, als jeder Schwulst fehlt und alles mit der reinsten Schlichtheit vorgetragen wird.

Ein Mann redet seinem Freunde oder Nachbar zu, der von einem schweren Verlust, wohl dem seines Sohnes, betroffen ist. Die gelassene Ruhe des Weisen spricht hier aus den Trostworten, die nicht leer wird, weil sie von Empfindung getragen bleibt. Die Stelle gehört zu denen, die unwillkürlich uns an Epikur gemahnen:

diesen schätz ich als den Glücklichsten,
 der schmerzlos schauend in sich aufnahm, Parmeno,
 die hehre Welt, die Sonne, die gemeinsam uns,
 Gestirne, Wasser, Wolken, Feuer, schnell dann ging,
 woher er kam; denn alles, lebst du hundert Jahr
 und lebst du kurz nur, bleibt dir gegenwärtig stets,
 und Mehreres als dieses wirst du leicht nicht sehn.
 Als Sammelplatz des Volkes aber faß die Zeit
 hier, die ich mein, als Reiseaufenthalt mit Markt,
 Gewühl, Vergnügungstäumel, Dieben, Würfelspiel.
 Trittst früh du ab und gehst, so scheidest du
 mit besserem Reisegeld, denn keinem bist du feind.
 Doch wer zu lange weilt, der geht ermüdet fort,
 und wer ein schwacher Greis, fällt andern nur zur Last.

Erst am fertigen Stück tritt aber die ganze Kunst Menanders hervor. Das „Schiedsgericht“ (Epitrepontes), das uns die Papyri wiederschenkten, gibt einen klaren Begriff von der Bauweise des Dichters, wie er die Handlung fügte, die Charaktere durchführte und Leid und Schuld, die aus den menschlichen Begierden und aus den Gegensätzen des Stands und der Individualitäten erwachsen, schließlich wieder ins Gleiche setzte¹⁾. Auf seinem Landhaus vor Athen lebt der junge Charisios mit Pamphile, der Tochter des Smikrines glücklich zusammen. Aber im fünften Monat nach der Hochzeit ereignet sich etwas Unbegreifliches. Während er auf Reisen ist, erhält Pamphile ein Kind als Frucht einer Gewalttat, die ihr noch als

¹⁾ Eine Übersetzung dieses Stücks hat Alfred Körte in der Insel-Bücherei herausgegeben.

Jungfrau bei einem Götterfest von einem Unbekannten angetan worden, und sie läßt es durch die Amme aussetzen mit einem Erkennungszeichen seines Vaters, einem Ring, den er in jener Nacht zurückließ. Von seinem Sklaven Onesimos wird Charisios nach der Rückkehr in das, was geschehen, eingeweiht. Er fällt aus allen Himmeln, meidet sein Haus und sucht sich im frohen Becherkreis seines reichen Nachbarn und Freundes Chairestratos zu vergessen. Aber der köstliche Wein schmeckt ihm nicht; er dingt sich zur Unterhaltung eine Harfenistin, aber berührt sie nicht; schal ist ihm alles geworden. Sein Schwiegervater in der Stadt hört von seinem auffälligen Verhalten und kommt heraus, um nach dem Rechten zu sehen. Aber Charisios zieht sich vor ihm zurück, und die Tochter schweigt sich über die geheimen Gründe des Zerwürfnisses aus, so daß er vor einem Rätsel steht, wenngleich ihm Charisios als der Schuldige erscheinen muß.

Da er heraustritt unter Klagen auf die Verderbnis der Zeit, entspinnt sich die feinangelegte Szene, die dem ganzen Drama den Namen gegeben hat. Ein Röhler im Dienst des Chairestratos und ein Hirt sind in Streit miteinander geraten, und das Erscheinen eines geachteten Ehrenmannes kommt ihnen gerade recht, ihren Handel seinem Schiedsspruch zu unterbreiten. Der Hirte klagt, da er kürzlich bei seinem Dorf das Vieh gehütet, habe er ein ausgelegtes Kind mit einem Ring und etwas Schmutz gefunden und es am nächsten Tag dem Röhler übergeben, der es sich ausgebenen, da eben seine Frau mit einem toten Kinde niedergekommen. Jetzt nachträglich komme der Röhler plötzlich mit dem Begehren, daß er ihm auch die Beigaben des Kindes, Ring und Schmutz ausliefere, auf die er doch ganz und gar kein Anrecht habe. Der Röhler verteidigt seinen Anspruch: nicht in seinem, aber in des Kindes Interesse fordere er dessen Kennzeichen. Denn wie oft schon hätten solche die wahre Abkunft eines Findlings aufgeheilt und sein Glück gemacht, indem seine freie Geburt dadurch ans Tageslicht gekommen, oder sein Unglück abgewendet, da eine Heirat mit allernächsten Verwandten durch die rechtzeitige Aufklärung verhütet wurde. Es wäre Raub an dem Kind, wenn ihm sein Eigentum nicht sorgfältig aufbewahrt würde. Smikrines gibt dem Röhler recht, und der Hirt muß diesem die kleinen Schmutzstücke abtreten. Doch freut sich der Röhler nicht lange. Denn der Sklave Onesimos kommt dazu, erkennt sofort den Ring als ein gesuchtes Kleinod, welches sein Herr vor zehn Monaten verloren, und fordert ihn dem Röhler ab, der denn nach einigem Sträuben nicht hindern kann, daß der Ring dem Charisios vorgewiesen werde. Der Röhler folgt mit Weib und Kind dem Onesimos ins Haus des Chairestratos, da er seinem Herrn fällige Zinsen zu zahlen hat.

Bald tritt er mit Onesimos wieder heraus, noch immer mit ihm feilschend um den Ring. Die Harfenistin kommt dazu, wird aufmerksam auf ihr Gespräch, und da Onesimos die näheren Umstände mitteilt, unter denen sein Herr den Ring verloren, errät sie sofort, daß Charisios der Vater des hübschen Kindes sein müsse, das ihr soeben im Haus begegnete. Ja

sie kann den Beweis höchster Wahrscheinlichkeit dafür leisten. Dem Charisios, so verriet Onesimos, kam das Kleinod abhanden, da er an einem Fest der Weiber im Weinrausch einer Jungfrau Gewalt antat. Sie selber nahm als Harfenspielerin an dem Feste teil und erinnert sich, wie eines von den Mädchen mit zerrissenem Kleid zu ihnen trat, verstört und in Tränen aufgelöst, weil ihr von einem Unbekannten Gewalt geschah.

Es ist ein feiner Zug, wie jetzt der Dichter mit einem Griff das Mädchen an Charisios Rache nehmen läßt für die Rühle, mit der er ihr begegnete, und wie er den Jüngling als Strafe für den großen Fehltritt in die tiefste Zerknirschung führt: Die Harfenistin erbieht sich, um den letzten Zweifel zu beheben, das Bekenntnis seiner Schuld dem Charisios listig selber zu entreißen, läßt sich dafür den Ring geben, steckt ihn an den Finger und geht ins Haus. Dort küßt sie in Tränen vor Charisios das Kind, gibt ihm an, da er seinen Ring erkennt und nach ihm fragt, wie sie am Weiberfest bedrängt wurde, und entlockt ihm, indem sie einzelnes andeutet, leicht weitere Einzelheiten jener Nacht. Er muß sich als Vater des Kindes vor allen Anwesenden bekennen.

Die Spannung und Verwirrung steigt aufs höchste, da Smikrines draußen vom Roch des Hauses und dann von den Gästen das Vorgegangene erfährt und er den Leichtsinn seines Schwiegersohnes damit nicht nur voll bewiesen, sondern durch dessen Vaterschaft noch aufs peinlichste vergrößert sieht. Seiner Empörung, in der er beschließt, die Tochter sofort ins Haus zurückzunehmen, steht in scharfem Kontrast das stille Leiden der Pamphile und die tiefste Selbstanklage des Charisios gegenüber. Wahrhaft ergreifend ist gekennzeichnet, wie dieser angespannt hinausläuscht von der Gartentür, vernimmt, wie im Hof der Alte seiner Tochter den Entschluß kundgibt, Pamphile sich aber trotz allem treu zum Gatten bekennt, wie er die Farbe dabei wechselt, zurückstürzt in sein Schlafgemach, in Tränen sich auflöst, sich die Haare rauft und in Worte der Erschütterung und Verzweiflung ausbricht.

Indessen wirkt die Harfenistin, den Knoten wieder zu entwirren, den sie fein verschlungen. Ohne daran zu denken, die Täuschung aufrecht zu erhalten, als sei sie selbst die Mutter des eingebrachten Findelkindes, macht sie sich auf, um das Mädchen zu suchen, das ihr von jenem Götterfest noch wohl in Erinnerung geblieben, und findet die wahre Mutter in der ersten Frau, die ihr entgegentritt — in Pamphile.

Nun löst sich eins ums andere. Die Gatten finden sich, doppelt beglückt von der beiderseitigen Bewährung im Leid und durch das Kind, das ihnen unerwartet geschenkt ist. Die Harfenistin wird freigekauft, der unwürdigen Stellung entrißen, der sie verfallen war, und mehr als das: ein Freund des Charisios nimmt sie unter seinen Schutz. Der alte Smikrines gibt sich mit der Wendung zufrieden, und auch der Röhler, der nochmals erscheint, wird seinen Lohn empfangen haben.

So ist das Stück an unerwarteten Wendungen reich genug, um schon durch seine Handlung die Aufmerksamkeit zu erregen, und der Dialog ist so fein schattiert, um gleicherweise die innere Anteilnahme in Spannung zu erhalten. Die Charaktere bleiben sich treu bei allem Wechsel der äußeren Bedingungen und Lagen, durch den sie gejagt werden. Sie müssen sich beständig umstellen, aber verändern sich nicht. Sie sind nicht bloßer Widerschein einer Situation wie in so manchen besten Komödien sonst. Es herrscht die weise Ausgewogenheit, wie wir sie an Shakespeare bewundern, ein feines Gefühl für menschliches Recht und Unrecht, ein ebenso sicherer Blick für die künstlerisch abgestimmte Massenverteilung. Jedem wird mit seinem Maße gemessen, jedes Ding mit seiner Farbe getönt. Zufall, Schicksal und Charakter greifen wunderbar ineinander, Ernst und Scherz lösen sich ab im Wechseltanz. Die Jungen scheinen in allem von der Laune bestimmt und doch gehorchen sie ihrem innern Gesetz, und aus dem Alter spricht die Stimme der Vernunft, der Rechtlichkeit, Vorsicht und Berechnung, und doch flieht gerade Smikrines entscheidend am Zufall mit; geschieht es doch durch seinen Schiedsspruch, daß das Kind des Anstoßes am Leben bleibt, und muß er sich zuguterletzt vom Sklaven seines Sohnes belehren lassen, daß „der Charakter alles regiert“. Das dunkle Erlebnis der Pamphile bestätigt das Wort des Euripides, das im Drama zitiert wird:

So wollt es die Natur, die nach Gesetz nicht fragt,
und eben dazu ward das Weib geschaffen,

und doch ist die gleiche Pamphile das Urbild weiblicher Treue und Hingabe.

Sittliche Freiheiten spielen bei Menander eine größere Rolle, als wir sie in unseren klassischen Bühnenv werken gewohnt sind. Er selbst hat sie für sich praktisch in Anspruch genommen und die beste Zeit seines Lebens auf seiner Villa im Piräus mit einer Hetäre zusammenverbracht, zärtlich geliebt von ihr, die in den Kulissen voll ängstlicher Spannung auf den Erfolg seiner Stücke zu warten und dann ihm wie neubelebt um den Hals zu fallen pflegte. Aber in seinen Dramen unterscheidet er meist fein zwischen Jugend und Alter, zwischen der größeren Ungebundenheit vor der Ehe und der strengeren Liebe, zu der die Verbindung zweier freigeborener Menschen ebenso verpflichtet wie von Natur aus führt. Es gibt Ausnahmen, schlechte Ehen, und Ausfälle älterer Männer gegen die Weiber sind bei ihm an der Tagesordnung. Aber die Zärtlichkeit jüngerer Ehegatten haben wenige Dichter der Griechen wiederum mit solch warmen Tönen angedeutet wie Menander, und für seine häufig vorkommenden Hetären gilt sicher das Kennerwort des Plutarch zu recht, „daß die Verführung der Jungfrauen bei ihm gewöhnlich in eine Heirat ausgehe. — Führt er freche und unver schämte Buhlerinnen auf, so werden die Jünglinge bald durch weise Ermahnungen oder durch Reue aus ihren Banden befreit; sind jene aber edel denkend und wissen die Zärtlichkeit ihrer Liebhaber zu erwidern, so läßt er sie entweder einen rechten Vater entdecken oder

ihre Liebe in eine Zeit ehrbarer und anständiger Gemeinschaft übergehen.“ Menanders Werke sind der treue Spiegel der Zustände und Anschauungen seiner Zeit, und doch läßt sich von ihnen auch sagen, daß sie, wie echte Dichtung immer, alles veredelt wiedergeben, daß, um mit Plutarch zu schließen, „in ihnen die größte Menge des reinen und heiligen Salzes gleichsam aus dem Meere enthalten sei, aus welchem Aphrodite selber entstand.“

Menander-Nachlese.

Übersetzt von Martin Rindf.

Leichtgläubig wird ein Unglücksmensch oft von Natur;
Denn wer in seiner Rechnung stets sich strauchelnd irrt,
Glaubt leicht, der nächste Beste habe mehr Verstand als er.

Blind ist der Reichtum und macht blind
Den Menschen, der auf ihn stetsfort die Augen hält.

Der Reichtum ist ein Schleier mancher Niedertracht.

Als Feigling zeigt der Arme gegen jeden sich
Und glaubt verachtet sich von allen immerfort;
Denn wer nur wenig hat, der trägt mit starrem Sinn,
Was Widerwärtiges alles ihm das Leben bringt.

Der Arme wird gar leicht verachtet, Gorgias,
Auch wenn er streng Gerechtes spricht; denn einzig nur
Um zu empfangen, glaubt man, nehme er das Wort:
Verleumder, mag er klar auch der Geschundne sein,
heißt alljogleich, wer einen schlechten Mantel trägt.

Wenn ganz der Sklave lernt, nur Sklave noch zu sein,
So wird er schlecht. Gib aber Redefreiheit ihm,
Und bald schon findest du gebessert ihn.

Ist einer arm und hat ein Weib zu nehmen vor
Und führt zugleich viel Geld mit seiner Gattin heim,
So gibt er weg sich selbst und nimmt sich jene nicht.

Wer über seinen schlechten Ruf sich nicht erboht,
Der gibt Beweis erst seiner größten Schlechtigkeit.